

Grenzüberschreitungen für das Mittelalter : transkulturelles Forschen mit einer aussereuropäischen Quellsprache zwischen Geschichtswissenschaft und den area studies

Autor(en): **Höfert, Almut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse
d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **64 (2014)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Grenzüberschreitungen für das Mittelalter. Transkulturelles Forschen mit einer aussereuropäischen Quellsprache zwischen Geschichtswissenschaft und den Area Studies

Almut Höfert

Crossing Borders in the Case of the Middle Ages. Transcultural Research on a non-European Language Source between Historical Sciences and Area Studies.

The methodological problems of how to write global or transcultural history are mostly debated by historians working on the 19th and 20th century. The problem of euro-centrism exists, of course, also when dealing with the periods before 1800, yet the constellation is partly different. Unlike historians working on modern non-Western history, where parts of the sources are written in the languages of the former colonial powers, mediaevalists can use their skills in Latin to a much lesser degree when they transgress the borders of Europe. Therefore, the problem of language skills and the dialogue between history and the Area Studies becomes even more important. This article explores the practical difficulties of working with a non-European language in the field of mediaeval history, between history and the Area Studies. With the example of Middle Eastern history and the complex question of how and where to study Arabic, the challenges in bridging different academic cultures, traditions, human resources, and epistemic communities are discussed.

Die Bezeichnung *aussereuropäische Geschichte* und ihr Gegenbegriff, die *Geschichte*, ist bekanntlich ein Produkt des «hyperrealen Europa», wie es Dipesh Chakrabarty analysiert hat: Das hyperreale Europa ist die massgebliche Meistererzählung für Geschichte schlechthin und damit das Paradigma für die nichteuropäischen Geschichten, dem sich auch ein

Almut Höfert, Historisches Seminar, Universität Zürich, almut.hoefert@hist.uzh.ch

indischer Historiker nicht entziehen kann.¹ Die Probleme, die mit dieser Grenzziehung zwischen dem historiographischen Raum (also «Europa» oder auch dem «Westen») und dem «aussereuropäischen» Raum verbunden sind, werden in der Geschichtswissenschaft seit geraumer Zeit anhand verschiedener Begriffe und Methoden – Euro- und Ethnozentrismus, Kulturalismus, Globalgeschichte, transnationale und transkulturelle Geschichte, *Entangled, Connected* und *Shared History*, Translokalität, *Postcolonial Studies* und vieles mehr – diskutiert.² Diese methodische Debatte wird zum überwiegenden Teil von HistorikerInnen zur Neuesten Geschichte bestritten, sie lässt sich jedoch grundsätzlich ebenso auf die Vormoderne anwenden, ist doch auch die «Vormoderne» zunächst einmal eine heuristische Setzung. Meine folgenden Überlegungen gehen von der Forschungspraxis zur mittelalterlichen Geschichte Europas und des Nahen Ostens aus, wobei ich vom Standpunkt einer Mittelalterhistorikerin, die als zweites Fach Islamwissenschaft studiert hat, schreibe. Meine Ausführungen zu aussereuropäischen Sprachkenntnissen beziehen sich auf das Arabische, das damit natürlich nicht als repräsentativ gesetzt werden soll, sondern als ein Fallbeispiel dient.

Prinzipiell hat die Geschichte der Vormoderne und damit auch des Mittelalters ein grosses Potential, um zu den methodischen Debatten einen Beitrag zu leisten. Denn die Übergangserzählung, die laut Chakrabarty dem hyperrealen Europa inhärent ist und beispielsweise für die indische Moderne wirkmächtig war, zieht die Grenze zwischen modernem Fortschritt und vormodernen Defiziten, die ebenso für das europäische Mittelalter lange konstatiert wurden.³ Auch wenn heutzutage innerhalb der Geschichtswissenschaft kaum noch das dunkle Mittelalter beschworen wird, steht die europäische Mediävistik weiterhin vor dem Problem, dass

- 1 Dipesh Chakrabarty, *Provincialising Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000 (Ausgabe mit einem neuen Vorwort, Princeton 2008). Für kritische Lektüre und Kommentare danke ich Claudia Modellmog, Christoph Werner und Claudia Zey, für den Austausch über den Erwerb islamwissenschaftlich relevanter Sprachen Natalia Bachour und Henning Sievert.
- 2 Aus der Vielzahl der Veröffentlichungen seien hier drei Einführungen genannt: Sebastian Conrad, Shalini Randeria (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M., 2., rev. Aufl. 2011; Dominic Sachsenmaier, *Global Perspectives on Global History. Theories and Approaches in a Connected World*, Cambridge 2011; Margrit Pernau, *Transnationale Geschichte*, Göttingen 2011. Zur Stellung der *Area Studies* siehe: Marianne Braig, Felicitas Hentschke, *Die Zukunft der Area Studies in Deutschland*, in: *Afrika Spektrum* 40 (2005), S. 547–558, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1048> (22.12.2013); Birgit Schäßler (Hg.), *Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte*, Wien 2007; Abbas Poya, Maurus Reinkowski (Hg.), *Das Unbehagen in der Islamwissenschaft. Ein klassisches Fach im Scheinwerferlicht der Politik und der Medien*, Bielefeld 2008.
- 3 Valentin Groebner, *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München 2008.

die Übergangserzählung vom defizitären Mittelalter zur fortschrittlichen Moderne zwar verblasst ist, aber ihre Spuren weiterhin in unserem analytischen Begriffsapparat wirksam sind: Unser moderner Begriffsapparat ist bekanntlich nicht nur eurozentristisch, sondern auch modernistisch – und unumgänglicherweise stets an die Zeit gebunden, in der wir forschen. Die Verwendung eines Begriffes wie «Staat» bringt beispielsweise für das europäische Mittelalter erhebliche Probleme mit sich.⁴ Insofern wäre es für Europahistorikerinnen, die zur Vormoderne arbeiten, eigentlich naheliegend – zumindest in gewisser Hinsicht –, in eine Allianz mit postkolonialen Ansätzen zu treten. Dass dieses Potential auf gegenseitige Befruchtung wenig gesehen und recht selten ausgeschöpft wird, mag daran liegen, dass die oben angesprochenen methodischen Debatten tendenziell in der Neueren und Neuesten Geschichte angesiedelt sind. Andererseits laufen Mediävisten in Bezug auf die Falle des Kulturalismus auch ein etwas grösseres Risiko als ihre Kolleginnen aus den Abteilungen zur Neuesten Geschichte: So problematisch die Kategorien wie «Nation» und «Moderne» auch sein mögen, sind und waren sie doch Grössen, auf die die historischen Akteure und Akteurinnen seit dem 19. Jahrhundert Bezug nahmen. Für die Vormoderne fällt dieses globale Raster weg. Das eröffnet den «Kulturen» als alternative Grosskategorie der Geschichte noch einmal mehr Spielraum. Wenn Mittelalterhistoriker für das heutige Gebiet der Schweiz mit guten Gründen darauf hinweisen, dass die Geschichte dieses Raumes mit dem Nationalnarrativ des 19. Jahrhunderts und dem Ursprungsmythos von 1291 nicht adäquat erfasst wird, sind Verweise auf europäische Verflechtungen (neben weiteren Grössen wie der lokale Adel, Städte und Territorien), ebenfalls mit guten Gründen, nicht fern:⁵ Wo die Nation in hiesigen Gefilden wegfällt, ist «Europa» nahe. Damit schliesst sich wieder der Kreis, und die Grenze zwischen Europa und Nicht-Europa bleibt intakt. Auch der Verweis, dass Mediävistinnen gegen kulturalistische Superioritätsposen immun seien, wenn sie für ihre Epoche auf eine «Überlegenheit des Islams» hinweisen, lässt diese Grenze bestehen: Diese Verbeugung ist rasch gemacht, sie wirkt elegant und souverän – aber auch sie belässt den Islam in seiner exotischen Andersartigkeit ausserhalb des historiographischen Raumes von Europa.

4 Walter Pohl, Staat und Herrschaft im Frühmittelalter. Überlegungen zum Forschungsstand, in: Stuart Airlie, Walter Pohl, Helmut Reimitz (Hg.), Staat im frühen Mittelalter, Wien 2006 (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 11), S. 11–38.

5 Siehe beispielsweise Simon Teuscher, Dieses groteske Wirgefühl, in: Tagesanzeiger vom 1.11.2011; Interview von Lucas Burkart zur Dokumentationsreihe *Die Schweizer* in der TagesWoche vom 7.11.2013.

Die vormoderne Geschichte steht also prinzipiell vor den gleichen Problemen wie die Neueste Geschichte, wenn es darum geht, den historiographischen Horizont über Europa hinaus zu erweitern, wenn auch in einer etwas anderen Konstellation. So ist es zum Beispiel möglich, für das 19. und 20. Jahrhundert (und in kleinerem Umfang auch für die Frühe Neuzeit) für einige Bereiche aussereuropäische Geschichte anhand der weitverbreiteten Kolonialsprachen zu schreiben, auch wenn die damit einhergehende Privilegierung einschlägiger Quellen den Blickwinkel stets fragwürdig verengt und das hyperreale Europa weiterhin nährt. Für das Mittelalter kommt man hingegen mit dem Lateinischen abgesehen von der überschaubaren und dezidiert christlich ausgerichteten Gruppe von Kreuzzugs-, Missions- und Reiseberichten kaum über die Grenzen Europas hinaus, sondern muss bereits vor Byzanz haltmachen. Das Sprachproblem ist für Mediävisten, die weiterhin dem Grundsatz *ad fontes* huldigen möchten, also unumgänglich. In dieser Beziehung sind Mediävistinnen jedoch auch anders geschult: Sie sind es gewohnt, das Universum westeuropäischer moderner Sprachen zu verlassen. Die Auseinandersetzung mit mittelalterlichem Latein und mittelalterlichen Volkssprachen erfolgt zudem ohne kanonische Nationalgrammatiken. Auch in Bezug auf den Wortschatz ist Mittellatein mit den Volkssprachen verflochten, es ist reichhaltig, fluide und lexikographisch nicht vollständig erfasst. Insgesamt stehen Mediävisten in Bezug auf die aussereuropäische Geschichte also vor einer höheren Mauer als Historikerinnen zur Neuesten Geschichte: Sie investieren bereits viel Zeit in die Lektüre lateinischer Quellen, können mit dieser besonderen Sprachkompetenz die Grenzen der lateinischen *christianitas* jedoch nicht überschreiten. Diese Sprachkompetenz wäre allerdings auch eine gute Ausgangslage, um genau dies zu tun.

Für das Mittelalter ist die Frage, wo in der heutigen akademischen Landschaft Geschichte anhand aussereuropäischer Quellensprachen betrieben wird, also von entscheidender Bedeutung. Dabei ist es nichts Neues, dass Forschung und Lehre an Historischen Instituten vorrangig auf Europa ausgerichtet sind. Als im 19. Jahrhundert der moderne akademische Disziplinenkanon begründet wurde, geschah dies, wie Sebastian Conrad und Shalini Randeria treffend zusammengefasst haben, anhand der imperialen Grenzziehung zwischen Europa und Aussereuropa, Moderne und Vormoderne. In den Sozialwissenschaften befassten sich Soziologie, Nationalökonomie und Politikwissenschaft mit der europäischen Moderne, Anthropologie und Ethnologie erforschten vermeintlich «vormoderne» Kulturen. Für das Studium der sogenannten Hochkulturen wurden die Fächer Islamwissenschaft, Indologie, Sinologie und

Japanologie gegründet, während sich die Geschichtswissenschaft nun *mutatis mutandis* auf Europa beschränkte.⁶ Eine Professur zur Geschichte hat bekanntlich meistens eine epochale und gelegentlich eine inhaltliche Denomination (Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Geschlechtergeschichte). Es gibt überdies an Historischen Instituten Professuren mit einer räumlichen Denomination – wie für Schweizer, Osteuropäische, Lateinamerikanische und Afrikanische Geschichte. Ohne eine räumliche Denomination befasst sich eine Professur zur Mittelalterlichen, Neueren oder Neuesten Geschichte in der Regel mit dem west- und mitteleuropäischen Raum, zuweilen auch mit Nordamerika oder globalen Perspektiven. Einige Ausnahmen sind Professuren ohne räumliche Denomination, auf denen jedoch vorrangig zu einer aussereuropäischen Region geforscht wird, wie es beispielsweise bei Aline Helg, «Professeure ordinaire pour l'histoire contemporaine» in Genf mit einem Schwerpunkt in Lateinamerikanischer Geschichte der Fall ist. Diese Ausnahmen bestätigen jedoch die Regel des hyperrealen Europa: «Geschichte» in der Forschungs- und Lehrpraxis ist auch in der Schweiz vor allem die Geschichte West- und Mitteleuropas als normsetzender Raum. Dieser Eurozentrismus ist nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ: In der Schweiz gibt es beispielsweise drei Professuren zur Japanologie, die als Regionalwissenschaft prinzipiell die ganze Bandbreite sprach-, literatur-, sozial-, religions-, politik- und geschichtswissenschaftlicher Forschungen abdeckt, also bestenfalls ein Viertel ihrer Ressourcen historischen Fragestellungen widmen kann. Unter den Area Studies steht die Islamwissenschaft mit insgesamt sechs Professuren mit am besten da. Setzt man diesen Zahlen die rund 50 ordentlichen und ausserordentlichen Professuren zur «Geschichte» an Schweizer Hochschulen gegenüber, wird das Ausmass des quantitativen Eurozentrismus deutlich.

Man kann nun mit Recht einwenden, dass es selbst in der besten aller Welten doch legitim sei, einen Schwerpunkt der historischen Humanressourcen der Geschichte vor Ort zu widmen. Es geht hier auch nicht um eine moralische Empörung oder ein mit schneller Lippe abgelegtes Bekenntnis wider den Eurozentrismus. Beide bewirken zunächst einmal nichts, sie können sogar kontraproduktiv werden, wenn sie in das münden, was Margrit Pernau als *history light* bezeichnet hat:⁷ die rasche

6 Sebastian Conrad, Shalini Randeria, Einleitung zu Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M. 2002, S. 9–49, hier S. 21f.

7 Margrit Pernau, Global history – Wegbereiter für einen neuen Kolonialismus?, in: H-Soz-u-Kult, 17.12.2004, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=572&type=artikel> (22.12.2013).

Einarbeitung in die Geschichte einer aussereuropäischen Region anhand eher zufällig konsultierter Handbücher und einiger, gerne auch veralteter Einzelstudien, ungebremst von jeglicher Quellenlektüre – und fertig ist die erneute Bestätigung alter Klischees, die besser ausgeblieben wäre.⁸ Produktiver ist hingegen der offensive Umgang mit dem qualitativ wie quantitativ so tief verankerten Eurozentrismus in der Geschichtswissenschaft: Wir denken und arbeiten alle in diesen Strukturen, und es ist – wie bei jeder epistemologischen Umlagerung – ein komplexes und vielstufiges intellektuelles Unternehmen, nach und nach Alternativen zu erarbeiten.

Wenn aussereuropäische Geschichte an Historischen Instituten betrieben wird, geschieht dies – mit wenigen Ausnahmen – für die Moderne anhand europäischer Quellensprachen. Der Umgang mit aussereuropäischen Quellensprachen gehört innerhalb unserer Disziplin noch weniger zur Praxis als Forschungen zur aussereuropäischen Geschichte. Mitnichten rücken Historikerinnen deshalb vom Prinzip ab, dass zur historischen Forschung Quellenarbeit in den jeweiligen Originalsprachen unerlässlich ist, im Gegenteil. Das Bewusstsein, selbst nicht in einer aussereuropäischen Quellensprache arbeiten zu können, ist stets und überall abrufbar und resultiert häufig genug in einem schlechten Gewissen. So sehr wir auch das historiographische Erbe des 19. Jahrhunderts revidieren oder verwerfen, der Ruf *ad fontes!* hat seine Gültigkeit nicht verloren. Das führt zu einer bemerkenswerten Mischung zwischen zu viel und zugleich zu wenig Respekt vor aussereuropäischen Sprachen.

Man erwirbt eine gewisse Aura, wenn man sich die Mühe macht, eine aussereuropäische Sprache zu lernen. Ist die Sprache zusätzlich noch mit einer anderen Schrift verbunden, die scheinbar oder tatsächlich nichts mit dem lateinischen Alphabet zu tun hat, verstärkt sich die Aura noch einmal sprunghaft. Für das Arabische, dessen Schriftzüge Adson in Umberto Ecos *Namen der Rose* als Fliegendreck identifiziert, ist diese Ehrfurcht übrigens nicht angebracht. Die arabische Schrift, die wie das Lateinische zu den Schriften gehört, die aus dem phönizischen Alphabet hervorgegangen sind, besteht aus 28 Buchstaben, die, einschliesslich ihrer Varianten als isolierte oder im Wort verbundene Letter, in wenigen Stunden vermittelt werden können und rasch eingeübt sind. Natürlich sind damit nicht alle Schwierigkeiten in Bezug auf die Schrift gelöst. Aber die Kluft zwischen Uneingeweihten, die staunend vor diesem

8 Als eine neuere Studie, die substantiell und pointiert zugleich in Bezug auf die vormoderne islamische Geschichte veraltete Narrative ersetzt, siehe Thomas Bauer, *Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams*, Berlin 2011.

fremden Schriftbild stehen, und den Eingeweihten, die mit dieser Schrift arbeiten, kann prinzipiell sehr schnell überwunden werden. Angesichts der scheinbar hohen Barriere eines völlig unbekanntes Schriftbildes erliegen Schriftunkundige nun zuweilen dem Trugschluss, dass die Kenntnis der arabischen Schrift mit der Kenntnis der arabischen Sprache gleichzusetzen ist: Auch Forschenden mit rudimentären oder lediglich fortgeschrittenen Arabischkenntnissen, die den Stand ihrer Sprachkenntnisse nicht explizit markieren, wird schnell die Fähigkeit zur eigenständigen Quellenlektüre zugeschrieben: Arabisch lernen wird mit Arabisch können als erreichter Zustand gleichgesetzt, nicht als dynamischer Prozess begriffen. Das führt bei Vorträgen zuweilen dazu, dass die Quellenbasis und -arbeit eines Projekts in der Diskussion ohne weiteres Nachfragen hingenommen wird, während in vergleichbaren Fällen mit den vertrauten europäischen Quellsprachen bei Bedarf kritisch nachgehakt wird – und genau diese Auseinandersetzung gehört ja zum Kern der Forschung. Ich rede hier nicht über die Projekte von gestandenen Islamwissenschaftlerinnen und Arabisten (deren Sprachkenntnisse je nach Spezialisierung natürlich auch prinzipiell variieren), sondern vom Nachwuchs und uns «Nebenfächlern» oder Quereinsteigern aus der Geschichtswissenschaft. Ich habe beispielsweise den kuriosen Fall bei der Vorstellung eines Doktoratsprojektes in seinem Anfangsstadium erlebt, wo der Zuhörerschaft das Faksimile eines arabischen Briefes aus dem 12. Jahrhundert vorgelegt und die deutsche Übersetzung aus der einschlägigen Edition ohne Angabe ihrer Urheberschaft vorgelesen wurde. Das geschah wohl eher aus einer falsch verstandenen Professionalität als aus einem Plagiatsvorsatz, aber hier wurde in erfolgreicher Naivität der Zuhörerschaft der Stand exzellenter Sprach- und Lesekenntnisse vorgespiegelt, die im konkreten Fall nicht vorlagen.

Innerhalb der Islamwissenschaft ist man da realistischer und fragt auch bei FachabsolventInnen (zumindest bis zu einer bestimmten Stufe der universitären Laufbahn), die sich mit einem Forschungsprojekt vorstellen, durchaus auch mal nach, wie es denn nun konkret um die Arabischkompetenz stehe. Diese Konstellation ähnelt den Verhältnissen in der Mediävistik, wo man sich in vertrauteren Umständen auch mal über den Stand von Lateinkompetenzen unterhält. Ich möchte nun keiner rigorosen und demütigenden Inquisition nach dem Stand von Sprachkompetenzen in öffentlichen Vorträgen das Wort reden, aber doch für eine gewisse kritische Vorsicht plädieren und dafür skizzieren, wie die Arabischausbildung in unserem Universitätssystem aussieht.

Der Weg zu einem Sprachniveau, mit dem man eigenständig arabisches Quellen lesen kann, ist deutlich länger, als es für das Lateinische der

Fall ist. Das liegt nicht nur daran, dass das Arabische für Deutschsprachige eine «distante Sprache» und damit schwer zu erlernen ist. Das Hocharabische umfasst Texte vom 6. Jahrhundert bis heute und deckt damit eine Bandbreite vom Koran bis zum Zeitungsarabisch ab. Die Kluft zwischen Hocharabisch und den gesprochenen «Dialekten» ist ungefähr so gross wie beim Verhältnis romanischer Sprachen zum Latein. Zu dieser Diglossie-Konstellation kommt eine zweifache, ganz unterschiedliche grammatikalische Erfassung: die reiche arabische Grammatiktradition (Grammatik war in der arabischen Geschichte eine vielbetriebene Disziplin) und die orientalistische Erfassung des Arabischen mit lateinischen Termini. Das deutsche Standardwerk, die *Grammatik des Klassischen Arabisch* von Wolfdietrich Fischer, ist beispielsweise ohne lateinfundierte Grammatikkenntnisse nur schwer zugänglich. In den Arabischkursen innerhalb der Islamwissenschaft treffen überdies unterschiedliche Interessen aufeinander: Während vor allem Nebenfachstudierende vorrangig modernes Arabisch lernen möchten, stehen die Dozierenden in der Verantwortung, auch klassisches Arabisch zu vermitteln. Die Lage ist also facettenreich und vielfach verschachtelter als beim Lateinischen, wo in der Schule (oder im Lateinkurs an der Universität) vor vergleichsweise homogenen Gruppen klassisches Latein unterrichtet wird und an der Universität dann nur ein Bruch, die Einarbeitung in das Mittellatein, stattfindet.

In der deutschsprachigen Islamwissenschaft sind in der BA-Stufe meistens durchschnittlich vier bis sechs Semesterwochenstunden für Sprach- und Lektürekurse vorgesehen. Der Unterricht wird auf Deutsch abgehalten, das Arabisch mit der orientalistischen Grammatiklehre vermittelt. Die Lehrbücher für die Grundkurse sind meistens auf modernes Arabisch ausgerichtet und häufig für Übersetzer konzipiert. Danach folgt die erste Wende, der abrupte Sprung von den Beschlüssen arabischer Ölminister zur Lektüre klassischer Texte. Die vielgefürchteten Prüfungen bestehen in der Regel aus Übersetzungsklausuren und privilegieren damit den deutschsprachigen Hauptkurs im Verhältnis zu den Angeboten arabischer LektorInnen, die sich bemühen, auch mündliche Sprachkenntnisse zu vermitteln. Parallel zum Arabischen gehört zu einem islamwissenschaftlichen Studium der Erwerb analoger persischer oder türkischer Sprachkenntnisse. Diese Sprachstudien nehmen ungefähr zwei Drittel des BA-Studiums innerhalb des Fachs Islamwissenschaft ein. Nach ihrem Ende stehen Lektürefertigkeiten, die *mutatis mutandis* ungefähr der Sprachkompetenz des in einem Jahrescrashkurs erworbenen Latinums (also mit weniger als der halben Stundenzahl), vielleicht noch mit einem zusätzlichen Lateinlektürekurs, entsprechen:

grundlegende Grammatikkenntnisse, Kenntnis von Teilen des Grundwortschatzes und viel Horror vor einer ausgedehnten Textlektüre. Nach der BA-Stufe wird die weitere Sprachausbildung in weiten Teilen der Eigeninitiative der Studierenden überlassen. Die meisten Orientalischen Seminare empfehlen die Fortsetzung des Sprachstudiums in der gewählten Schwerpunktsprache vor Ort. Im arabischen Land angekommen, folgt erst einmal der übliche Praxisschock, dass man mit den so mühsam erworbenen theoretischen Sprachkenntnissen nicht in der Lage ist, sich auf Arabisch einen Kaffee zu bestellen oder nach dem Weg zu fragen. In den auf ausländische Studierende spezialisierten Sprachinstituten in arabischen Ländern sehen sich die Dozierenden dann trotz der Einstufungstests (deren Ergebnisse schon manchen Absolventen eines europäischen Arabisch-Studiums frustriert haben) einer bunt zusammengewürfelten Schar mit unterschiedlichen Vorkenntnissen gegenüber. Während der Unterricht in den unterschiedlichen arabischen Dialekten, also etwa Ägyptisch-Arabisch oder Syrisch-Arabisch, mit Grundkenntnissen im Hocharabischen durchaus erfreuliche Resultate zeigt, bleibt es im Hocharabischen noch lange harzig: Eine neue Welt öffnet sich, in der auf einmal im Unterricht durchgängig Hocharabisch gesprochen wird, ab einem bestimmten Niveau Referate und Aufsätze auf Arabisch verlangt werden und in arabisch geprägten Instituten über die arabische Grammatiklehre ein ganz anderer Zugang zur Sprache gelegt wird. Ob und wie viel jemand in diese arabische Arabischausbildung investiert, bleibt häufig jedem selbst überlassen. Damit ist die Arabischausbildung in zwei unterschiedliche Teile gespalten: einen (je nach Einbindung arabischer Dozierender an den Instituten mehr oder weniger) orientalistischen und einen fakultativen arabischen Teil. Diese Fragmentierung macht den Spracherwerb nicht gerade einfacher. Würde man in einem arabischen Land ohne Vorkenntnisse das Sprachstudium beginnen, wäre ein dreijähriges Vollzeitstudium erforderlich, um ein angemessenes aktives und passives Sprachniveau zu erreichen. Mit anderen Worten: Selbst ein absolviertes Studium der Islamwissenschaft garantiert nicht notwendigerweise umfassende Sprachkompetenz in der studierten Schwerpunktsprache, die für eine Universitätslaufbahn noch weiter vertieft wird.

Es liegt nun in der Natur der Sache, dass HistorikerInnen in ihrer Fremdsprachenkompetenz nicht an die Expertise in den Fachphilologien heranreichen. Mein Hinweis, dass hinter «Arabischkenntnissen» unterschiedlich ausgeprägte Sprachkompetenzen auf einem langen Weg stehen, geht noch in eine andere Richtung: Auch rudimentäre Sprachkenntnisse können bereits nützlich sein, obgleich die eigenständige Quellenlektüre noch nicht möglich ist. Sie gewähren mit Hilfe von Über-

setzungen einen ersten Zugang zur Originalsprache, so dass beispielsweise gezielt nach Formulierungen und zentralen Begriffen in der Quelle gesucht werden kann. Studierende, Doktorierende, aber auch Habilitierende sollten daher bedenken, ob sie sich nicht doch an ein solches Unterfangen wagen und einstweilen den Weg als das Ziel ansehen. Denn es ist nicht nur eine schwierige, sondern auch überaus faszinierende intellektuelle Herausforderung, ganz zu schweigen davon, dass Sprach- und Forschungsaufenthalte im Ausland wunderbare Erfahrungen sind. Die Themenwahl für eine Qualifikationsarbeit innerhalb der Geschichtswissenschaft mit einer aussereuropäischen Quellsprache ist sicher schwierig und will inhaltlich wie strategisch besonders bedacht sein. Aber es gibt auch den Vorteil, dass die Forschungspfade in den Regionalwissenschaften viel weniger ausgetreten sind, die einschlägige internationale *community* kleiner, durchlässiger und sozial offener ist. In den *h-net*-Foren zum vormodernen Nahen Osten tauchen beispielsweise regelmässig unbekümmert banale Fragen auf, ob jemand Quellen- oder Literaturhinweise zu einem bestimmten Thema hat oder etwa weiss, was es mit diesem Quellenterminus oder jener Münze auf sich hat. Fragen und antworten können und tun alle, vom Doktoranden im Iran bis zur international bekannten Professorin in Chicago.

Die Zusammenarbeit zwischen Geschichts- und Regionalwissenschaften steht unter ähnlichen quantitativen Vorzeichen wie die deutschschweizerischen Beziehungen: Deutschland ist gross, die Schweiz ist klein. Schweizer wissen deutlich mehr über Deutschland als Deutsche über die Schweiz. Deutsche gelten in der Schweiz zuweilen als arrogant. Auch wenn man solche Situationen konkret selten oder nie erlebt, ist es als Deutsche in der Schweiz hilfreich, sich der strukturellen Folgen einer signifikanten numerischen Asymmetrie zwischen zwei miteinander verwobenen, aber doch distinkten Kulturen bewusst zu sein.

Der Ruf einer strukturell begründeten Arroganz (und hier verlasse ich nun die Analogie zum Verhältnis zwischen der Schweiz und Deutschland) kann zuweilen in der numerischen Überlegenheit eines Historischen Seminars im Vergleich zu den häufig nur mit einer Professur besetzten regionalwissenschaftlichen Instituten in der Fakultät begründet sein. Zudem haben Regionalwissenschaftler mehr Kenntnis von der europäischen Geschichte, als Historikerinnen über indische, chinesische und arabische Geschichte wissen. Diese Unwissenheit geht jedoch gleichzeitig mit einer prinzipiell (natürlich nicht immer konkret gegebenen) höheren Methodenkompetenz der Historiker einher. Die Regionalwissenschaften stehen vor einem enorm weiten Spektrum – die Islamwissenschaft deckt mit wenig Personal die drei Hauptsprachen, Arabisch,

Türkisch und Persisch und weitere Sprachen ab. Sie befasst sich mit Themen von der arabischen Koranexegese über klassische persische Dichtung und von der Jungtürkenbewegung bis zur Untersuchung von Fernsehfatwas in Pakistan. Die Geschichtswissenschaft profitiert überdies von den Früchten einer langen Editionstradition, die zentrale Quellen gutaufgearbeitet präsentiert, während Islamwissenschaftler viel häufiger erst einmal ein halbes oder ganzes Jahr Zeit aufwenden müssen, um sich die Textgrundlage ihrer Arbeit aus Handschriften zu erschliessen. Auch die europäischen Archive sind besser durchforstet als ihre arabischen und osmanischen Pendanten. Natürlich gibt es vonseiten arabischer Historikerinnen mehr Forschungen, als international zur Kenntnis genommen wird, aber Diktaturen, schmale Budgets und der damit einhergehende weitgehende Ausschluss von der internationalen Fachliteratur und teuren Campuslizenzen bilden nicht die besten Voraussetzungen für eine blühende Geschichtswissenschaft. Das führt zu grossen Lücken in der historischen Forschung. Über Karl den Grossen gibt es mehr als 50 Biographien. Über ‘Abd al-Malik (646–705), der für die islamische Geschichte mindestens ebenso wichtig ist, aber als Umayyadenkalif in der arabischen Tradition unter den nachfolgenden Abbasidenkalifen in Verfall geriet, ist mir nur eine einzige, 140 Seiten umfassende Biographie bekannt.⁹ Ein weiteres Beispiel in Bezug auf die Quellenlage: Auch für das lateinische Mittelalter sind natürlich viele Quellen nicht übersetzt, aber wenn man einen ersten quellengestützten Zugang in die Geschichte der Ottonen über zeitgenössische Chronisten erhalten möchte, kann man etwa mit den Werken von Liutprant von Cremona, Widukind von Corvey, Wipo und Thietmar von Merseburg in deutscher Übersetzung¹⁰ bereits auf einige zentrale Autoren zugreifen. Für die zeitgenössische Dynastie der Fatimidenkalifen in Ägypten ist die wichtigste Chronik von al-Maqrīzī¹¹ hingegen eine mehr als 1000 Seiten umfassende arabische Barriere, die erst einmal überwunden sein will. Überdies übertrifft der

9 Chase F. Robinson, ‘Abd al-Malik, Oxford 2005.

10 Albert Bauer, Reinhold Rau (Hg.), Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, Darmstadt 1971 (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 8); Thietmar von Merseburg, Chronik, hrsg. von Robert Holtzmann, übersetzt von Werner Trillmich, Darmstadt 1966 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 9); Wipo. Taten Kaiser Konrads II., neu übertragen von Werner Trillmich, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der hamburgischen Kirche, Darmstadt 1978 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 11), S. 507–616.

11 Aḥmad ibn ‘Alī Al-Maqrīzī, Itti‘āz al-ḥunafā’ bi-aḥbār al-a’imma al-fatīmiyyin al-ḥulafā’, 3 Bde., hrsg. von Ġ. M. aš-Šayyāl, Kairo 1967–1973.

Umfang narrativer Quellen im Nahen Osten europäische Bestände um ein Vielfaches.¹²

Angesichts der viel grösseren Editions-, Übersetzungs- und Forschungslücken kann eine Arbeit zur arabischen Geschichte also meistens auf viel weniger Vorarbeiten aufbauen, als es in der europäischen Geschichte der Fall ist. Ich möchte nun keinem Positivismus in der Islamwissenschaft das Wort reden (zumal ja auch Teile der Geschichtswissenschaft nicht frei davon sind): Es liegen viele Arbeiten zur nahöstlichen Geschichte vor, die methodisch auf hohem Niveau reflektiert sind und sich souverän in fachübergreifenden methodischen Debatten bewegen. Dennoch gibt es weiterhin auch eine strukturell bedingte «Theorieferne» der Islamwissenschaft, wie es Marco Schöller einmal diagnostiziert hat.¹³ Das nimmt beide Seiten – die Area Studies einerseits und die Geschichtswissenschaft (oder andere Methodenfelder) andererseits – in die Pflicht. Es kommt zuweilen vor, dass bei Vorträgen aus den Area Studies vor einem Publikum aus der Geschichtswissenschaft oder anderen Fachdisziplinen beim konkreten Thema der einschlägige (etwa geschichts-, literatur- oder medienwissenschaftliche) methodische Erkenntnisstand gänzlich ignoriert oder nur ausschnitthaft einbezogen wird, die jeweiligen FachwissenschaftlerInnen Einspruch erheben – oder in unbefriedigender Ratlosigkeit schweigen. Es hängt jeweils vom Einzelfall ab, wie hier die Brücke gebaut wird, denn umgekehrt haben die FachwissenschaftlerInnen nicht die Kompetenz, um den Umfang und die Probleme bei der Quellenarbeit zu beurteilen. Diese Konstellation ist mit ihrer zweifachen Asymmetrie ein besonderer Fall von Interdisziplinarität, in dem mehr als nur zwei verschiedene Fachkulturen aufeinandertreffen.

Insgesamt, so scheint mir, arbeitet eine grosse Zahl von Islamwissenschaftlern mit Kenntnis der jeweiligen fachwissenschaftlichen Disziplinen (und verstehen sich dann zu Recht als Teil der entsprechenden Fachwissenschaft), während umgekehrt die Hemmschwelle sehr viel grösser ist, sich als Historikerin oder Literaturwissenschaftler in einschlägige Arbeiten der Area Studies einzulesen. Das führt in der Geschichtswissenschaft dann zur besagten *history light*, dem schnellen, oberflächlichen Blick auf die aussereuropäische Geschichte und die Anwendung zweier Standards: die differenzierte Wahrnehmung des geschichtswissenschaftlichen Forschungsstands für Europa und eine willkürliche Auswahl von Fachliteratur und Zugriffen für Aussereuropa in einer

12 Chase F. Robinson, *Islamic Historiography*, Cambridge 2003, S. 188.

13 Marco Schöller, *Methode und Wahrheit in der Islamwissenschaft. Prolegomena*, Wiesbaden 2000, S. 18–24.

Doppelmoral, die nicht mit fehlenden Sprachkenntnissen zu rechtfertigen ist: Es mag zwar nur eine Biographie über ‘Abd al-Malik geben, aber damit sind weder die Forschungen zur Umayyadenzeit noch die lebhaftige Diskussion darüber, wie diese anhand der problematischen Quellenlage zu erforschen und bewerten ist, erschöpft.

Nun lassen sich diese Probleme prinzipiell lösen, sie sind schwierig und herausfordernd zugleich. Ich möchte zum Schluss jedoch noch auf einen Punkt kommen, der mir immer wieder Kopfzerbrechen bereitet: die Frage, wie man am besten eine transkulturelle Studie in einem Vortrag vor einer vorrangig geschichtswissenschaftlichen Zuhörerschaft vorstellt. In meiner Vortragserfahrung habe ich einen klaren Unterschied zwischen transkulturellen und nicht transkulturellen Vortragsthemen erlebt: 45 Minuten Vortragszeit stellen transkulturelle Themen noch einmal vor andere Herausforderungen als es das Medium von Monographie und Aufsatz tut. Neben der Aufgabe, in kurzer Zeit zwei Kontexte zu präsentieren, von denen einer in der Regel gänzlich unbekannt ist und das Publikum mit unvertrauten Namen und Begriffen konfrontiert, liegt das weitere Problem in der Frage, wie der analytische Zugriff und die Synthese präsentiert werden sollen.

Transkulturelle Forschungen haben einen Hang zu grossen Bögen. Wenn sie sich nicht darauf beschränken, die bekannten Meistererzählungen über einen Zivilisationsverlauf von europäischer oder islamischer Geschichte zu reproduzieren, verändern sie die Narrative. Es liegt auf der Hand, dass dieses Unternehmen risikoreich und in besonderem Mass auf die Dialektik der Forschung angewiesen ist, auf fortwährende Rückmeldung, Kritik und Hinweise, inwiefern man selbst euro- und ethnozentrische Sichtweisen reproduziert und welche Details übersehen oder falsch eingeordnet wurden. Transkulturelle Projekte sind fehleranfällig, gedeihen ohne korrigierenden Austausch im stillen Kämmerlein besonders schlecht – und sie erfordern mindestens ebenso viel Sportgeist wie komparative Projekte. Diese so nötige Kritik erhält man jedoch nur, wenn man das Thema so präsentiert, dass es diskussions- und anschlussfähig wird. Wenn dieses schwierige Unterfangen nicht gelingt, kann die Zuhörerschaft das häufig weniger, als es für Themen der Europageschichte der Fall ist, auffangen und korrigieren. Darüber hinaus muss die Grundvoraussetzung erfüllt sein: Wird die mit einem transkulturellen Thema verbundene Grenzüberschreitung grundsätzlich nicht akzeptiert, Europa in seiner exklusiven Komplexität gehalten und die Einzigartigkeit des Abendlandes beschworen, erübrigt sich die Diskussion über die Art und Weise der Überschreitung von selbst. Das entbindet selbstverständlich auch transkulturelle Studien nicht von ihrer intellektuellen

Sinnfrage, im Gegenteil – es wäre fatal, wenn sich ein *anything goes* durchsetzen würde, weil der Kreis jener, die Vorkenntnisse über die zur Diskussion stehenden Regionen haben, so klein ist. Aber es stellt sich die Frage, wie viel der Vortragszeit spezifisch transkulturellen methodischen Überlegungen gewidmet werden sollte. In der Präsentation von Zugriff und Synthese bin ich auch in Vorträgen häufig der plausiblen Vorgabe von Talal Asad¹⁴ gefolgt, die Genealogien, mit denen «der Westen» gesamthaft «dem Islam» gegenübergestellt wird, im Hinblick auf mein konkretes Thema zu erläutern – etwa die Darlegung, wo sich unterschiedliche Forschungen zu Kaisertum und Kalifat diesbezüglich verorten lassen, da dies eine ganz entscheidende Rolle in der Ausrichtung der analytischen Achsen spielt. Aber während analoge grundsätzliche Überlegungen etwa zu Ansätzen der Sozial-, Geschlechter- oder Medien-geschichte innerhalb von Vorträgen gut funktionieren können, scheint mir ein ähnliches Verfahren in Bezug auf transkulturelle Perspektiven nicht mehr in jedem Fall sinnvoll. Zum einen ist die Vortragszeit für ein transkulturelles Thema immer sehr knapp bemessen. Zum anderen evokiert die Darlegung einer transkulturellen Perspektive stets das, was man ja nun hinter sich lassen will: die grossen Zivilisationsnarrative. Stehen «Europa» und «Islam» jedoch einmal im Raum, bezieht sich die nachfolgende Diskussion auch schnell darauf. Bei meinem derzeitigen Forschungsthema (das als Verflechtungsgeschichte – der Hermaphrodit im arabischen und lateinischen Mittelalter – freilich auch mehr Flexibilität ermöglicht) habe ich beide Strategien ausprobiert und einen ähnlichen Vortrag einmal mit einer methodischen Einleitung zur transkulturellen Perspektive und einmal nur mit dem kurzen Satz «ich setze in dieser Studie Europa und den Nahen Osten als einen gemeinsamen historischen Raum» versehen. Diese zweite Strategie funktionierte sehr viel besser: Die folgende Diskussion bezog die arabischen Quellen ganz selbstverständlich ohne jede Exotisierung in die Überlegungen mit ein. So wichtig es angesichts unserer Forschungstradition auch ist, transkulturelles Arbeiten methodisch zu fundieren, kann es durchaus auch produktiv sein, diese Überlegungen nicht explizit zu machen und die Grenze unauffällig zu überschreiten. Das hyperreale Europa ist wahrlich tückisch: Wenn es ignoriert wird, kann es seine Klischees und vielfachen Manipulationen ungehindert entfalten. Gleichzeitig können die mit ihm verbundenen Grenzziehungen und Alteritätsdiskurse auch zu stark gemacht werden.

14 Talal Asad, *Genealogies of Religion. Discipline and Reasons of Power in Christianity and Islam*, Baltimore 1993.